

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

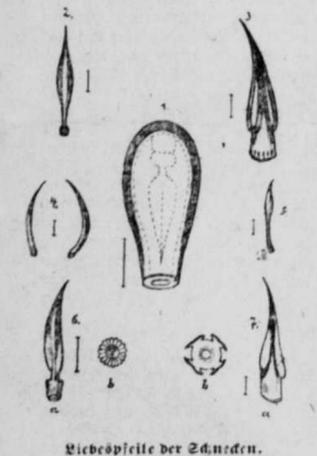
J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 30. Juni 1899.

Jahrgang 19. No. 43.

Wer sollte beim Lesen dieser Ueberschrift nicht unwillkürlich an die allbekannte Gros-Mythe der alten Griechen denken! An die verborgenen Pfeile, mit denen Aphrodites Eroslein, der allmächtige und unvorfürliche Gott Amor, die Herzen der Menschen durchbohrte und entzündete, das sie in seltsamem Weh und süßer Hoffnung aufstoberten! Wohl keiner unserer Leser denkt daran oder weiß überhaupt, daß die Mythe von Gros Liebe auch einen naturwissenschaftlichen Boden hat, daß Amor's Pfeile kein Gebild der Phantasie ist, das nirgends lebt, das nur todt am Marmor haftet. Nein, Amor's herzerwundendes Geschloß ist lebendig, lebendig schon seit Jahrtausenden, lebendig in jedem Frühjahr, das in's Land kommt.

Gehen wir an einem warmen Morgen einmal hinaus in den Buchenwald. Ein sanfter Frühlingsregen hat die Nacht über das zarte, frischgrüne Laub beneigt, so daß die großen hellen Tropfen überall an den Rändern der Blätter hängen und gleich trübseligen Perlen in der Morgensonne erlöschen. Ab und zu vornehmen wir sanfte Locksöne und freudvolle Rufe, welche bald zu melodischen Strophen und Gesängen sich gestalten, aus denen dann wiederum volle, süße, schmetternde Sehsüchis- und Jubellieder sich bilden. Wie wir so dahin wandern und uns ergötzen an dem allgewaltig wogenden und brausenden Liebe- und Wonneconcert in der Natur, sehen wir vor uns auf dem weichen Moossteppich ein kleines Wesen, das langsam sich fortbewegt und mit behaglich ruhiger und frischer Athmet. Wir bleiben stehen und betrachten es uns einen Augenblick. Da ahnt es plötzlich die Nähe eines anderen, ihm ähnlichen Geschöpfes. In großen Kreisen wandern nun beide um einander und nähern sich allmählich. Endlich stehen sie aufrecht nahe einander, Auge an Auge, Mund an Mund, und gesehen sich, daß sie sich lieben. Aber noch vorher gebrauchen sie einen Liebeszauber, den wir Menschen uns nur aus göttlicher Hand denken können: Pfeile, wirklich kleine Pfeile werden abgeschossen, nicht etwa, um den Gegner tödlich



Viehspeile der Schnecken.

zu verletzen, sondern um sein Herz mit süßer Winne zu erfüllen. Oftmals treffen dieselben nun nicht und fallen zu Boden, oder sie verletzen nur die Haut, oft auch finden sie ihr Ziel und dann — nun dann zieht's die beiden Wesen unwillkürlich zu einander hin, einem heiligen Feuer gleich glüht's tief innen in ihrem Herzen, bis es flammt und lodert weiter und immer weiter und die beglückende, beseligende Allgewalt der Liebe sie endlich mit einander verbindet.

Die Wesen, welche sich Amor's Pfeile bedienen, sind — erscheide nicht, schöne Leserin, über den Namen — es sind Schnecken. Diese betrachteten, von vielen verachteten Thiere, sie besitzen in der That jene poetische Gabe. Ja, die Schneckenwelt ist es, in der die Mythe von Gros Liebe entzündetem Pfeile mehr als Mythe, wie sie buchstäblich Wahrheit ist. Wenn wir in Nachsicht dem die ganze Selbstsamkeit der Erscheinung gelernt haben werden, so finden wir vielleicht selbst den Gedanken nicht mehr lächerlich, daß die Natur feine beobachtenden Griechen durch die Schnecken darauf gebracht sein könnten, ihrem Liebesgott den treffenden Pfeil als Waffe in die kleine Hand zu geben.

Aus diesem Grunde sind die sonst so „häßlichen“ Schnecken gewiß unserer näheren Betrachtung werth. Haben wir uns aber nur ein wenig mit ihnen beschäftigt, so wird bald der Abdruck verschwinden und wir werden finden, daß gerade das Unmögliche der Fall ist. Giebt es, verehrte Leserin, etwas Niedlicheres, als das hierliche, bunte, gewundene Häuschen vieler Schnecken? Und gewährt in der That die hingestreckte Gestalt des langsam dahinziehenden Thieres, mit der glänzenden Haut, den süßen emporgeschobenen Fühlern, den deutlichen Augen am Ende derselben ein häßliches Bild? Bereuen wir nur einmal das Wechsliche an der ganzen Masse, denken wir es uns

aus weißem oder buntem Stein, so würden wir sicher keinen Anstand nehmen, es als niedliche Pieder in die Salons zu setzen! Sehr anziehend ist das Innere des Thieres: es trägt ein Herz im Leibe, welches lebhaft schlägt; es athmet und liebt es sehr, die kühle frische Luft in seine Lungen zu ziehen wie wir, und — um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen — es besitzt nahe dem einen Fühler auf der rechten Seite eine Oeffnung, aus der es die erwähnten Liebespfeile hervorschießen vermag.

Seit reichlich hundert Jahren, unseres Wissens seit 1766, wo im „Berlinerischen Magazin“ davon ausführlich die Rede war, der Wissenschaft bekannt, ist das Liebespfeil der Schnecken democh dem Volke so gut wie unbekannt geblieben, obgleich der alte Martini in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von „des Herrn Geoffroy kurzer Abhandlung von den Conchylien, welche um Paris sowohl auf dem Lande als in süßem Wasser gefunden werden“ davon mit Recht jagt: „Dieser Pfeil und der Gebrauch desselben ist allerdings eine der sonderbarsten Neugierigkeiten.“

Der Liebespfeil ist keineswegs im Reiche der Schnecken allgem. verbreitet, vielmehr nur auf einige Landschnecken — Gattungen beschränkt, welche der Familie der Schnecken angehören. Die meisten Landschnecken mit Gehäusen haben eine solche Waffe, namentlich die bekannten Garten- und Waldschnecken mit gelbem oder rothem, meist schwarzbraun gebänderten Gehäuse und die große Weinbergsschnecke, welche an manchen Orten Süddeutschlands als Parasit vorkommt.

Es ist gar nicht so schwer, sich zur Betrachtung unter dem Mikroskop einer solchen Liebespfeil zu verschaffen: der muskulöse Behälter, in dem er sich befindet und in welchem er sich gebildet hat und einmal verschossen auch wieder erzeugt, der sogenannte Pfeilsack (Fig. 1) ist leicht aufzufinden, wenn man eine Schnecke, nachdem man sie in todem Wasser getödtet und aus dem Gehäuse gezogen, den Rücken entlarzt aufschneidet. Der losgetrennte, knorpelartige, weiße Pfeilsack ist nicht leicht zu übersehen; er fällt um so eher ins Auge, als im Innern der Schnecke sich kein ähnliches Organ findet, mit dem man ihn verwechseln könnte. Er wird nun vorsichtig an seiner Anheftungsstelle abgeschnitten und hierauf in Aethyl- oder Lauge getödtet, wodurch der Saft aufgelöst, der aus dem Pfeilsack fließt, aber nicht im mindesten angegriffen wird. So leicht es also hiernach ist, den Pfeil sich zu verschaffen, so kann es uns dabei auch widerfahren, daß man Pfeilsacke zerbricht — und sein Geschloß in der Brüche übrig behält: weil eben keines darin gewesen war; die Schnecken hatten den Pfeil kurz vorher verschossen und der Wiederertrag war noch nicht erfolgt, oder aber, daß man gegen das zarte zerbrechliche Gebilde nicht vorsichtig genug verfährt und es nur flüchtig auf das Glasplättchen zu übertragen vermag, um es weiter zu betrachten.

Die Gestalt, welche übrigens von der eines wirklichen Pfeiles meist ebenso abweicht, wie die auf Kartenplättchen u. s. w. eingebürgerte populäre Herzgestalt von einem wirklichen Herzen, gleicht bei vielen Arten, z. B. bei der Hain- und Weinbergsschnecke und der Weinbergsschnecke, eher einer vierkantigen Lanzenspitze (Fig. 2 und 6); bei der Antartischschnecke sind die vier Schneidenschraubenförmig um die Achse gewunden. Manche Schneckenarten haben zwei Pfeile im Saft und zwar: obere Schneiden und bedeutend gekrümmte, jedoch der eine immer etwas mehr als der andere (Fig. 4). Nur bei der gestielten Schneidenschnecke hat der Pfeil eine wirkliche breite Pfeilspeige (Fig. 5).

Die natürliche Größe der Pfeile ist, wie der Leser wohl von selbst wissen wird, durch die unferen Figuren beistehenden Striche angedeutet. So klein er hier erscheint, hat er immer noch eine ansehnliche Größe gegen den von kaum erbsengroßen Schneckenarten, wo er dem spizen Enden einer feinsten Nadel gleicht. Der Stoff, aus welchem der Pfeil besteht, ist derselbe wie der des Gehäuses, nämlich schneeweiß oder weißlich, nämlich schneeweiß oder weißlich.

Was nun die Liebeswertungen der Schnecken betrifft, so sind sie schon von alters her Gegenstand der Beobachtung und Verwunderung gewesen. Schon Swammerdam, der große holländische Naturforscher, hat in dieser Beziehung die Schnecken eingehend studirt und beschrieben und vergleicht die gegenwärtigen Zärtlichkeiten mit dem Schnüdel der Tauben. Der bekannte Zoologe Agassiz sagt: „Wer jemals das Liebesreiben der Schnecken beobachtet hat, wird nicht die Kunst der Verführung in Abrede stellen, welche diese Hermaphroditen in ihren Manieren und Bewegungen entwickeln.“ Der doch so strenge und ernste Naturforscher Oken macht in seinem Lehrbuche der Zoologie eine wahrhaft er-

Marine-Garnisonkirche zu Pola.



Den Seefahrer der Adria, der sich dem Kriegshafen Pola nähert, begrüßen schon aus weiter Ferne die leuchtende Marmorfassade und der schlanke Glockenturm der neuen Marine-Garnisonkirche Madonna del Mare, die auf obigem Bilde dargestellt ist. Sie ist ein Wahrzeichen der aufblühenden istrischen Hafenstadt neben den ehrwürdigen Resten der antiken Pietas Julia aus altrömischer Zeit. Vor etwa 10 Jahren führte der österreichisch-ungarische Marine-Commandant Admiral Frhr. von Sierneck den Plan, Pola mit einer Marine-Garnisonkirche auszustatten, die zugleich eine Ruhmeshalle der Kriegsmarine werden sollte. Im Mai 1891 erfolgte in Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph die Grundsteinlegung des Gotteshauses, welches nunmehr seiner Bestimmung übergeben wurde. Die römische und venetianische Vergangenheit der Stadt bedrohten dazu, Madonna del Mare im Basilikenstil auszuführen. Als Baumaterial kamen istrischer, carrarischer und griechischer Marmor, Alabaster und Porphyrt zur Verwendung. In der Gruft unter der Botiokapelle ruht der am 5. December 1897 verstorbene Frhr. von Sierneck, der die Vollendung seiner Schöpfung nicht mehr erlebt hat.

Rand dieser Krone ist gewöhnlich zierlich ausgezackt (Fig. 6 b und 7 b).

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß das Abschleichen der Liebespfeile mit der Paarung der Schnecken in Beziehung steht. Daß der Pfeil bei den Liebeswertungen und Liebstötungen durch den Druck der Organe aus dem Pfeilsack hervorgepresst und so gewissermaßen „abgeschossen“ wird, das ist eine Thatsache, der man ein „soll“ nicht erst zweifelnd noch beizulegen braucht. Auf den Körper des Gegners treffend, wird er diesen zu neuer Thätigkeit antreiben, denn die Schnecken nehmen sich Zeit, wie bei allem so auch bei ihren Liebesspielen. Es ist wirklich ein anziehendes Schauspiel, den kleinen Roman der Liebenden Schnecken zu betrachten; freilich hat man nur bei fleißiger Beobachtung im Mai und Juni dazu Gelegenheit, besonders an warmen und feuchten Tagen. E. A. Rohmähler, der feinsinnige Naturbeobachter, erzählt uns die Geschichte eines Pfeilschusses folgendermaßen: „Vor einigen Jahren hatte ich die Freude, einen sehr namhaften Naturforscher Augenzeuge eines Pfeilschusses sein zu lassen, was deshalb schon etwas ist, da noch manche Naturforscher die ganze Geschichte bezweifeln. Wir waren selbster auf einem schönen Marmorquai auf eine Anhöhe bei Stuttgart gestiegen, und in den Büschen und an den Baumstämmen lebte es von Schnecken. Ich nahm eins von zwei Exemplaren der schönen Gattung Schneidenschnecke, welche offenbar in zärtlicher Annäherung um einander herumkrochen, und legte es ihm auf die Hand. Ich suchte weiter unter den zahlreich vorhandenen schönen Bänder-schnecken, die das Gehäuse der genannten Schnecke in reicher Mannigfaltigkeit darbieten, als mich ein Lieb-lingskrautwort meines Freundes zu ihm rief. Da lag auf seiner Hand das Sand der vor seinen Augen freigeschlossene Pfeil. Der Pfeil hatte freilich diesmal sein Ziel verfehlt. Daß er aber sonst wirklich bestimmt zu sein scheint, zu treffen, das möchte ich daraus schließen, daß ich einmal bei einer anderen größeren Art einen Pfeil, der hier einen halben Zoll lang ist, ein Drittel seiner Länge tief in der linken Halsseite steckend fand. Die Schnecke selbst konnte sich hier nicht mit ihrem eigenen Pfeile verwundet haben, denn die Oeffnung, aus welcher der Pfeil hervorschießt, liegt an der rechten Seite.“

Was nun die Liebeswertungen der Schnecken betrifft, so sind sie schon von alters her Gegenstand der Beobachtung und Verwunderung gewesen. Schon Swammerdam, der große holländische Naturforscher, hat in dieser Beziehung die Schnecken eingehend studirt und beschrieben und vergleicht die gegenwärtigen Zärtlichkeiten mit dem Schnüdel der Tauben. Der bekannte Zoologe Agassiz sagt: „Wer jemals das Liebesreiben der Schnecken beobachtet hat, wird nicht die Kunst der Verführung in Abrede stellen, welche diese Hermaphroditen in ihren Manieren und Bewegungen entwickeln.“ Der doch so strenge und ernste Naturforscher Oken macht in seinem Lehrbuche der Zoologie eine wahrhaft er-

göbliche Beschreibung von der Zärtlichkeit zwischen den Schnecken und rühmt ihnen dabei sogar die Kunst, die wir Menschen bisher nur mit den Täubchen zu theilen glaubten — die Kunst des Küffens nach. „Ich traf“, erzählte der genannte Gelehrte, „im August 1811 zwei Schnecken bei ihrem Liebestötchen Abends 8 Uhr. Die Pfeile waren schon ausgeworfen und hingen an den Seiten der Thiere in Klumpen, ohne aber wirklich im Fleische zu stecken. Sie richteten sich gegen einander auf, drückten sich mit der ganzen Sohle aneinander und tüpften sich im strengsten Sinne, so gleich zogen sich aber beide zur Hälfte in die Schale, nach 1—2 Minuten kamen sie wieder hervor, um dasselbe zu wiederholen; nebenbei beschnüdelten sie sich mit den Fühlern, wie sie aber auf einander stießen, tollten sie sich ein, doch kamen sie gleich wieder. So dauerte das Spiel bis 9 Uhr. Da es dunkel und ich auf der Erde liegend mit Zusehern müde wurde, suchte ich beide auf ein großes Pflanzenblatt zu bringen, um sie nach Hause zu tragen, was auch wider mein Vermuthen gelang; sie ließen sich dadurch gar nicht in ihren Liebestötchen stören.“ Dieses träge, langsame Liebespiel dauerte aber nicht weniger als bis 1 Uhr nach Mitternacht!

Wir sind mit unserer Betrachtung am Schluffe. Wenn wir oben sagten, daß die Gros-Mythe einen naturwissenschaftlichen Boden hat, so glauben wir, nicht zu viel behauptet zu haben, wenn wir sagen, daß die Mythe ein mächtiges der Götter mit dem treffendsten Pfeile bewaffnet wurde.

Eine ganze Reihe von Pflanzen vertragen die auffallende Fähigkeit, in ihren Organen dieses oder jenes Metall aufzuspeichern, das man dort nicht vermuthen würde. Bekannt ist das Vorkommen von Kalium in der Pflanzenzucht, mit der es dann in den Thierorganismus gelangt und sich dort namentlich im Muskelgewebe findet. Auch das Auftreten des Natrium im Pflanzenkörper ist allgemein. Seltener ist das Alkalimetall Lithium als Lithium-salz am Aufbaue der Pflanze theilhaftig. Es findet sich in den Blättern des Weinstocks, des Tabaks und in der Weintraube. Auch die beiden anderen selteneren Alkalimetalle Calcium und Rubidium erscheinen unter den Bestandtheilen der Asche von Tabakarten, Kaffee, Thee, rothe Rüben u. a. m. Sie sind fämmtlich nicht als reine Metalle, sondern als Metallverbindungen vorhanden. Das gilt auch von dem in dem Pflanzenreiche sehr verbreiteten Calcium. Während die Gegenwart von Aluminium in der Pflanzensache noch zweifelhaft ist, ist die der Erde von Eisen und Mangan außerordentlich häufig sichtbar. Nur selten erhält man Holz-, Frucht- oder Blattasche, ohne röhliche Färbung infolge von Eisenoxyd oder ohne grüne Färbung infolge von Vanadiumoxyd. Zint tritt man in der Asche des Salmeibehens, und die Gegenwart dieser Pflanze dient oft als Fingerzeig für das Vorkommen von Zinterslagern. Die Metalle Brom, Jod und Chlor finden sich zusammen mit den Alkalimetallen vor-

zugsweise in den Scepflanzen, aus deren Asche Jod noch gegenwärtig gewonnen wird. Meyer-Rosenhagen hat zuerst gezeigt, daß die Körner von Brotgetreide und hafer Kupfer als beständiges Element ihrer Zusammensetzung enthalten. Da Kupfer vorzugsweise in der Asche existirt, kein Brot aber gänzlich kfeisfrei ist, so genießen wir thätlich Kupfer, wenn auch in sehr geringen Mengen.

Eine Schädigung eiserner Schiffe durch galvanische Ströme bildete vor kurzem den Gegenstand eines vor den italienischen Gerichtshöfen verhandelten Prozesses. Verschiedene im Hafen von Livorno ankernde eisernen Schiffe zeigten in unerbittlichmähig kurzer Zeit eine ganz außerordentlich rasche Korrosion der Rumpfwände, und wurde diese Schädigung einer Anzahl hölzerner, mit Kupfer beschlagener Barken zugeschrieben, welche in der Nähe der Schiffe ebenfalls vor Anker lagen. Die Eigentümer der letzteren verlangten nun von der Hafen-Verwaltung die Separirung der eisernen von den mit Kupfer beschlagenen Fahrzeuge, indem man nach ihrer Ansicht die Kupferplatten die schädliche Wirkung auf die eisernen Schiffe durch Bildung galvanischer Ströme unter Vermittlung des Seewassers hervorgerufen haben sollten. Die Hafenverwaltung schloß sich dieser Ansicht auch an und wies den kupfernen Schiffen einen besonderen Platz im Hafen an. Mit dieser Zurücksetzung, wodurch vielen dieser Schiffe das Löschen und Befrachten sehr erschwert wurde, erklärten sich jedoch deren Eigentümer keineswegs einverstanden. Sie klagen gegen die Hafenverwaltung auf Schadenersatz, wurden jedoch in allen Instanzen abgewiesen, indem durch hervorragende Sachverständige die Ursache der Schädigung thätlich der Behauptung entsprechend erkannt und durch Versuche nachgewiesen wurde. Diese in der Heimath Galvanis erbrachte Erkenntniß dürfte wohl auch für andere Häfen von Interesse sein, indem die gewöhnlich ganz anderen Gründen zugeschriebene, häufig beobachtete starke Korrosion an eisernen Schiffen meist auf dieselbe Grundursache zurückzuführen sein dürfte.

Kürzlich eingelaufene Depeschen von den Philippinen berichteten, daß der Sultan von Sulu anfangs, den Vereinigten Staaten gegenüber eine feindselige Stellung einzunehmen, und daß er sich gleichzeitig nach Indien gewandt habe, um von den Sepoys Verstärkung zu erlangen. Unter Sepoys versteht man die eingeborenen Soldaten des englisch-ostindischen Heeres. Diese verursachten 1857 einen Aufstand, der, was seine Schrecken betrifft, wohl einzig und allein in der Colonialgeschichte Englands dastehen dürfte. Auch ein anderes Ereigniß ruft diesen Aufstand wieder in's Gedächtniß, es ist die türzliche Enthüllung eines Denkmals in Ludnow, zu Ehren der in diesem Kampfe gefallenen Engländer, welches wir heute bildlich bringen.

Der damalige Aufstand erstreckte sich über ganz Hindostan. Alle Europäer und Christen wurden ermordet und deren Besitzungen niedergebrannt. Unter furchtbarem Blutvergießen gelang es allmählich die Rebellen zu unterwerfen. Mittenweise wurden die Gefangenen mit Kanonen niedergeschossen.

Der „wilde“ Westen, wie er geschil-dert wird, weicht vor der feierlich vor-dringenden Kultur zwar immer weiter zurück, allein es fehlt in manchen Gegenden von Arizona und New Mexico auch heute noch nicht an Männern, die in den kühnsten Tagen der Geschichte dieser Territorien eine mehr als bedeutende Rolle gespielt haben. Die Mehrzahl der Desperados, welche dort ein Regiment des Schreckens führten, hat freilich schon den Lohn

ihrer ruchlosen Thaten gefunden und zwar meistens mit einer wohlverdienten Kugel, wie der „König der Ruffler“, Jim Burnett, dessen Ermordung jüngst das Distrikts-Gericht von Cochise County, Arizona, beschaffigte und dessen Mörder, der Farmer William Greene, unter dem Beifall aller gesetzgebenden Anwesenden „ehrenvoll“ freigesprochen wurde.

Greene, der auf einer kleinen Ranch am San Pedro River seinen Kohl baut, unterscheidet sich in Nichts von dem großen Haufen der simplen An-siedler jener Gegend und hätte den „König der Ruffler“ wohl niemals niedergeschossen, wenn dieser nicht den Tod von Greene's Tochter herbeigeführt hätte, wenn auch nur in indirekter Weise.

Das junge, erst 18 Jahre alte Mädchen lag an einem schönen Tage in Gesellschaft einer Freundin dem Fischfang im San Pedro River ob. Als beide zur vereinbarten Zeit nicht heimkehrten, suchte Greene mit seinen Leuten nach ihnen, und schließlich wurden die Vermissten als Leichen auf einer Sandbank unterhalb der Greene'schen Ranch gefunden. Weitere Nachforschungen ergaben, daß ein Damm, den Greene oberhalb seiner Besitzungen angelegt hatte, um Wasser auf seine Felder leiten zu können, mit Dynamit gesprengt war und daß die dadurch entkeffelten Wassermassen die unglücklichen Mädchen mitgerissen hatten. Die Sprengung des Dammes war auf Burnett's Veranlassung geschehen, und deshalb schwor Greene blutige Rache. Einige Tage später traf Greene in Tombstone mit Burnett zusammen und talkfältig streifte er diesen mit mehreren Augen zu Boden. Das „Interview“ zwischen den beiden Männern hätte wohl ein anderes Ende genommen, wenn Burnett nicht zufällig unbewaffnet gewesen wäre. Gegen Greene wurde in formeller Weise ein Proceß angestrengt, doch weichte dieser mit Freisprechung; hatte der Gerichtshof doch mit einer Bande von Desperados jene Gegend vollständig terrorisirt.

Burnett, der in New York geboren war und eine ziemlich gute Schulbildung genossen hatte, war um das Jahr 1877 aus Texas nach Arizona gekommen und hatte sich in Charleston am San Pedro River niedergelassen. Charleston wurde in kurzer Zeit zum Sammelplatz von Halsabschneidern der schlimmsten Sorte. Dort etablierte sich Burnett als Viehhändler, und obwohl er niemals auf rechtliche Weise in den Besitz eines einzigen Stückes Rindvieh kam, erreichte sein Geschäft bald großartige Dimensionen. Er wurde im Jahre 1879 zum Friedensrichter gewählt und während der folgenden vier Jahre stand er im Zenith seiner Glorie, da er als Beamter weiter nichts als der altscham licenzirte Vermittler und Häuptling einer Bande von Viehdieben, im Jargon jener Gegend „Ruffler“ genannt, war.

Zu dieser Bande gehörten die verwegenen Burfish aus dem ganzen Südwesten, die selbst bis nach Mexico ihre Raubzüge ausdehnten. Die Art und Weise, in welcher Burnett seines Amtes walte, war ein blutiger Hohn auf Recht und Gesetz.

Als einst ein Spelunken-Besitzer Namens Ned Schwarz einen Fabrikarbeiter Namens Chambers vorfänglich erschossen hatte, belegte er den Vö-rder mit einer Geldbuße von \$1000 und steckte das Geld in die eigene Tasche. Schwarz sollte darauf auf Anordnung des Distriktsanwalts Littleton Price verhaftet werden, doch machte er sich vorher aus dem Staub; Burnett blieb unbehelligt. Bald darauf plünderten seine Spießgesellen am selben Tage die Office der Tougnot Mine in Charleston, wobei sie \$16,000 erbeuteten; nach Verübung dieser Schandthat ließ er den Agenten der Mine, einen gewissen John Gibb, wegen Pflichtvernachlässigung verhaften und brunnnte ihm eine Geldstrafe von \$100 auf. Wenn Burnett zu Gericht saß, war er stets bis an die Zähne bewaffnet. Daß ihm unter diesen Umständen Niemand zu wider-sprechen wagte, konnte nicht über-lauden. Oft überfielen Mitglieder von Burnett's Bande die am Gila Vieh-zucht treibenden Mormonen und raubten die besten Heerden; wer sich ihnen widerteigte, wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergeschossen.

Burnett besaß seine Banditen niemals auf ihren Raubzügen, aber er entwarf die Pläne und übernahm der Verlauf der gestohlenen Heerden. Da er seine Raubgefellen nie über-vertheilte und ganz der Mann war, um einen auffälligen Gesellen mit dem Revolver zur Rechten zu bringen, so waren die wildesten Viehdiebe in seiner Hand eifrigste Werkzeuge. Als in späteren Jahren von dem Sheriff John Behar und dem Distriktsanwalt Mark Smith der Rufflerbande so arg zuueckelt wurde, daß ein Bandit nach dem anderen seine Haut in Siederhitze brachte, zeigte Burnett keine geistige Ueberlegenheit. Die Beamten konnten ihm nichts nachweisen und er blieb.

Im Besitz bedeutender Reichthümer, die er als Häuptling der Ruffler zusammengekauft hatte, spielte er immer noch eine gewisse Rolle, bis Greene's Kugel seinem Leben ein jähes Ende bereitete.

\$450 Handgeld für jeden Kapitulanten anderer Freiwilliger; auf den Philippinen. Ist es schon so schlimm? Die Natur verleiht meisterhaft auf-zubauen, aber kümperhaft niederzu-zerren.



Monument zu Ludnow.